

Nr. 1. Posen, den 3. Januar. 1892.

Ein Blitzstrahl.

Novellette von Ida Hofmann. (Nachdruck verboten.)

Zehn Jahre waren es, seit wir uns zum letzten Male gesehen, mein Freund Hans von Walden und ich. Wie groß war die Freude des Wiedersehens, wie stürmisch die Begrüßung! Welch ein Fragen und Erzählen! Gemeinsame Erinnerungen aus frohen Kindertagen, köstliche Thorheiten, süße Jugendeseleien wurden heraufbeschworen, von alten Freunden und Bekannten gesprochen, verstorbener Lieben wehmüthig gedacht, bis ich endlich, nachdem eine kleine Pause eingetreten, fast gegen meinen Willen, mit der Frage herausplatzte:

„Und ist es denn wahr, Hans, wirklich wahr, daß —"

Der Freund sah überrascht zu mir auf: „Daß? Was? Sprich ganz frei, und ich will Dir Rede stehen."

„Deine Ehelosigkeit — weißt Du denn nicht, was die Welt dazu sagt?"

„Was scheert sich die Welt darum," fiel Walden beinahe heftig ein.

„Sie sucht eben für Alles eine Erklärung."

„Bin in der That begierig, wie die in meinem Falle lautet."

„Man erzählt sich, Du habest an der Bahre einer Geliebten den feierlichen Schwur gethan, der Todten die Treue zu bewahren, Dich keinem andern Weibe zu eignen."

„Seltsam," meinte Walden bitter lächelnd, „aber nicht übel erfunden."

„Wenn es nur eine müßige Erfindung, um so besser. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Denn bei einem Schwärmer — und der bist Du — ist nichts unmöglich."

„Dein Vorwurf — —"

„Es soll keiner sein."

„Nenne es wie Du willst, Fritz, Du hast Recht. Ich selbst kann mich von Schwärmerei nicht ganz freisprechen, und — mein Lebensglück ist daran gescheitert."

„Fünfunddreißig Jahre, in der Blüthe der Kraft, Soldat, und Du wagst, von gescheitertem Lebensglück zu sprechen?"

„Ich kann nicht anders. Oder willst Du nicht zugeben, daß Lebens- und Eheglück gleichbedeutend sind?"

„So hätte die Welt mit ihren Behauptungen doch so unrecht nicht?"

„Die Welt! Keinen Lebenden hat es zum Zeugen. Du aber sollst erfahren, Fritz, wie grausam mir das Schicksal mitgespielt, sollst wissen, warum ich als einsamer Mann durch die Welt marschire."

Es schlug elf.

„Bist Du nicht müde, Hans," fragte ich besorgt den Freund. „Willst Du nicht lieber Ruhe suchen und Deine Beichte bis morgen aufschieben?"

„Nein, Fritz. Nützen wir die Stunde des Wiedersehens, die mich weich gemacht. Morgen könnte ich nicht mehr darüber reden."

Wir zündeten frische Cigarren an, dämpften das Lampenlicht durch einen Schleier, rückten die Stühle dichter zusammen, und Hans begann:

„Du weißt, daß ich nicht aus freier Wahl, sondern in Folge alter Familienüberlieferung die Soldaten-Laufbahn einschlug, die mich nur theilweise befriedigte. Je weniger glücklich ich mich nun in meinem Beruf fühlte, um so mehr hoffte ich, es in der Liebe zu werden. Ist dies Sehnen nicht berechtigt in der feurig schlagenden Jünglingsbrust, nicht natürlich bei dem jungen Krieger, der nur von Eroberung und Siegen träumt? Meine stolzen Hoffnungen verwirklichten sich nicht. Bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre waren leere Tändeleien und flüchtige Liebeleien die einzige Nahrung, die ich meinem dürstenden Herzen zu bieten hatte. Wann, fragte ich mich oft nach einer Ballnacht, wo werde ich das Weib finden, das mir durch Schicksalsschluß bestimmt, für mich geschaffen ist, dessen Erscheinung blitzstrahlartig wirken und mich in Flammen setzen muß!

Im August des Jahres 1880 nahm ich während meines vierwöchentlichen Urlaubes Aufenthalt an der See, und machte in dem kleinen Badeorte Blankenberghe die Bekanntschaft eines Großindustriellen aus Brüssel, der mit seiner Tochter alljährlich die heißen Monate in seinem daselbst gelegenen Landhause zubrachte. Herr Royer, ein Sechziger, anscheinend Wittwer, sah gern Leute bei sich, namentlich zu Tisch, da er auf seinen Weinkeller mit Recht stolz war, und empfing seine Gäste mit der etwas gewöhnlichen, aber nicht verletzenden Gutmüthigkeit eines Emporkömmlings, der sich sein einfaches Wesen bewahrt hat. Ich verkehrte bei ihm und fühlte mich in seiner, zwar etwas geräuschvollen, aber gemüthlichen und gastfreien Häuslichkeit bald so behaglich wie ein alter Freund. Herr Royer war in der That ein vortrefflicher Mann, und zu seiner kaum siebzehnjährigen Tochter, die mit ebensoviel Takt als Anmuth die Hausfrau zu machen verstand, fühlte ich mich vom ersten Augenblick an hingezogen. Fräulein Martha war, ohne eigentlich schön zu sein, ein allerliebstes Mädchen. Sie sah dem Vater ähnlich. Groß und schlank von Gestalt hatte sie einen matten, bräunlichen Teint, der, trotz mangelnder Frische, im Verein mit ihrem üppigen schwarzen Haare den angenehmsten

Eindruck machte. Das Lächeln ihres etwas zu großen Mundes verklärte ihr ganzes Gesicht, und ihre Augen, die so treuherzig zu blicken wußten, spiegelten ihr gutes, ehrliches Herz wieder. Die Gegenwart des lieben, jungen Mädchens, dem jede Ziererei fern lag, das sich so einfach gab, wirkte um so wohlthuender auf mich, als wir uns auch in der Freude an der Natur und im Geschmack am Landleben begegneten. Vor Allem aber war es Fräulein Martha's zwanglose Sicherheit — wohl ein Ergebniß der väterlichen Erziehung, — die mir ihre Gesellschaft so behaglich machte, wie die eines guten Kameraden. Und daß dieser Kamerad sehr schöne Augen und einen Wald von schwarzen Haaren hatte, that der Sache gerade keine Eintracht, das kannst Du Dir denken.

Trotzdem — es kann Dir wohl kaum entgangen sein — mischte sich in mein Gefühl für Fräulein Royer keine Spur von Liebe. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als eines Tages eine alte Freundin der Familie — Ehestifterin wie alle alten Damen — mir verblümt, aber nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ich Fräulein Martha gefalle und es nur von mir abhänge, sie zu heirathen. Sie setzte hinzu, daß es sich um einen seltenen Glücksfall für mich handele, den ich in ernsteste Erwägung ziehen möge. Fräulein Royer allerdings war, was man eine glänzende Parthie nennt, während ich, außer Namen und Epauletten, nur geringes Vermögen hatte. Ihre Mitgift betrug fünfmalhunderttausend Francs, und nach des Vaters Tode hatte sie mehr als das Doppelte zu erwarten.

Es wird Dich nicht wundern zu hören, daß diese Aussicht mir erfreulich schien, und ich am Abend, sinnend in meinem Zimmer hin und her wandernd, fest entschlossen war, das herrliche Geschenk anzunehmen, das mir das Schicksal ohne Kampf in den Schooß warf: eine reizende Frau und ein großes Vermögen. Trotzdem zögerte ich mit der Entscheidung. Ja, ich zögerte mehrere Tage. Das war nicht die Ehe, von der ich geträumt, nicht die Vereinigung zweier Wesen, die sich fortan nur eines fühlen. Mein Herz, das ich als ehrlicher Mann prüfte, empfand für Fräulein Martha Freundschaft und Sympathie, aber — nicht Liebe. Das Glück, das sie mir zu bieten hatte, war für mich keines, da ihm jeder poetischer Zauber fehlte. Und wenn ich mir nun entgehen ließe, was mir so mühelos geboten wurde? Dann hieß es eben Abschied nehmen von den Jugendträumen, die doch im Grunde nur thörichte Phantasterei. Als ob in Wirklichkeit das Weib uns vom Schicksal vorausbestimmt sei! Als ob es nicht heller Wahnsinn wäre, in Erwartung des zündenden Blitzes straflos, die schönsten Jahre freudlos dahinzubringen!

Und wie schaute die Zukunft für mich aus, als Soldat in Friedenszeit? Wenig verlockend! Das einförmige Garnisonsleben — Offizierskasino — Kaffeehaus — Wachtparade! Ein eigenes Heim mit einem guten Weibe und einem lieben Kinde wäre doch etwas Schönes. Ich war allerdings in Fräulein Martha nicht gerade verliebt. Wäre ich aber der erste, der eine Vernunftehe eingeht? Diese Verbindungen sind zumeist glückliche. Anfangs glaubt man, daß man seine Frau nur schätze und achte, und eines Tages steht man mit ihr an der Wiege des Erstgebornen und macht die Entdeckung, daß man sie wahrhaft liebt... Kurz, als die alte Dame, die Ehestifterin, wieder von der Sache anfing, nahm ich mein Herz in beide Hände, und bat sie, für mich um Fräulein Martha zu werben.

Nach erfolgtem Antrag lud mich Herr Royer brieflich zu einer Unterredung ein. Ich leistete ihr umgehend Folge. Schweigend reichte er mir beide Hände, zog mich in einen abgelegenen Baumgang des Parkes und sagte mir mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit:

„Mein lieber Herr von Walden, Sie gefallen mir und meiner Tochter. Ich hoffe, daß Sie mein Schwiegersohn werden und daß wir uns gut vertragen. In erster Linie aber, selbst noch ehe ich mit Martha spreche, muß ich Ihnen ein Geständniß machen. Ich bin nicht Wittwer. Ich lebe seit fünfzehn Jahren von meiner Frau getrennt, ohne gerichtlich geschieden zu sein; aber Sie werden begreifen, daß die Schuld ganz auf Seiten Frau Royers ist, wenn ich Ihnen sage, daß sie mir die Erziehung unseres Kindes vollständig überlassen hat. Ich selbst bin insofern nicht freizusprechen, als ich in einem Alter von über vierzig Jahren, ein sehr junges Mädchen von aristokratischer Herkunft heirathete, das sich durch meine etwas rauhe und gewöhnliche Art — ja, gewöhnlich, ich kenne mich genau — in all seinen Neigungen und Gewohnheiten verletzt fühlen mußte.... Nun, das Uebel ist geschehen. Frau Royer, welche jetzt... lassen Sie sehen... kaum sechsunddreißig Jahre zählt, lebt in ihrer Vaterstadt Antwerpen, unterhält aber einen regen Briefwechsel mit ihrer Tochter, und während der beiden Frühlingsmonate, die sie in Brüssel zubringt, sieht sie Martha wöchentlich mehrere Male. Sie liebt sie sehr, und was ich ihr auch vorzuwerfen habe, eine böse Frau ist sie nicht. Kurz, ich kann mich nicht entschließen, Martha ohne die Einwilligung ihrer Mutter zu verheirathen, und da Sie nun Kenntniß von dieser Familienangelegenheit haben, überlegen Sie sich dieselbe. Erwägen sie, ob das, was Sie von mir gehört, Ihre Absicht nicht zu beeinflussen vermag. Sollte es nicht der Fall sein, so schreibe ich an Frau Royer . . . . ich übernehme es, an sie zu schreiben. Sie wird nach Brüssel kommen, Sie werden sie besuchen, und wenn Sie, was ich nicht bezweifle, ihr gefallen, dann steht Ihrer Verbindung mit meiner Tochter nichts mehr im Wege."

Die Handlungsweise des braven Mannes, der mir Bedenkzeit und genügende Frist zur Einziehung näherer Erkundigung gewährte, rührte mich, und ich schrieb sofort nach Antwerpen, wo ich gute Beziehungen habe.

Man berichtete mir, daß Frau Royer seit zehn Jahren in strengster Zurückgezogenheit lebe, trotzdem sie noch sehr schön sei, und daß man, angesichts ihres reinen Lebens und wohlthätigen Wirkens, ihr den Fehltritt ihrer Jugend, der zur Zeit so viel Aufsehen gemacht, verziehen habe. Als Sechszehnjährige war sie von einer geizigen Mutter an Herrn Royer verheirathet worden, lebte achtzehn Monate in unglücklichster Ehe mit ihm und ließ sich dann von einem jungen Komponisten entführen. Fünf Jahre weilte sie, an der Seite des Musikers, in Florenz, wo er in Folge einer Brustkrankheit starb. Darauf kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück, wohnte mit einer alten Tante zusammen und brachte durch ihr vorwurfsfreies Leben schließlich die bösesten Zungen zum Schweigen.

Du wirst zugeben, daß es grausam gewesen wäre, ein unschuldiges Kind die Folgen eines alten vergessenen Familienzwistes entgelten zu lassen. Ich erklärte Herrn Royer, daß meine Absichten noch immer dieselben seien, und nach einigen Tagen theilte er mir mit, daß seine Frau meinen Besuch erwarte. Sie hielt sich in Brüssel in einem Kloster auf, wo sie stets Wohnung nahm.

Es war ein herrlicher Septembernachmittag. Der klare Himmel, die Stille in der Natur liehen demselben eine gewisse Feierlichkeit. Ich ging zu Fuß vom Bahnhof nach dem Kloster. Das warme Sonnenlicht übergoß die Gebäude mit goldigem Schimmer und ließ das röthliche Laub der Bäume erglühen gleich einem Flammenmeer. Ich überließ mich ganz dem Gefühl wonnigen Behagens, ohne an die Veranlassung dieses Spazierganges, an den wichtigen Schritt, den ich zu thun im Begriffe stand, zu denken.

Das Kloster-Gebäude, ein altes, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammendes Schloß, trug ein ernstes und imposantes Gepräge. Nachdem die Pförtnerin einen Blick auf meine Karte geworfen, sagte sie mir, ich werde erwartet, zeigte mir den Weg durch lange, im Erdgeschoß gelegene, kahle und trostlose Säulengänge und führte mich in das Empfangszimmer. Ein nüchterner, ungemüthlicher Raum, mit der hergebrachten grünen Sammetgarnitur, ein aus Holz grobgeschnitztes Kreuz über dem Platz am Kamin, den gewöhnlich der Spiegel einnimmt. Als ich daran dachte, daß die Frau, die ich sehen werde, eine Büßende sei, als ich mir ihr der Einsamkeit und Reue gewidmetes Leben vorstellte, überlief mich ein Schauder. Noch berauscht von der Freude, die ich im Genuß des herrlichen Spätsommertages empfunden, verglich ich mein Schicksal mit dem jener Armen und fühlte mich von tiefem Mitleid für sie erfaßt.

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Frau Royer, dunkel gekleidet, trat ein und kam auf mich zu.

O, mein Freund, schelte mich einen Wahnwitzigen, aber glaube mir, der zündende Blitzstrahl der Liebe ist kein bloßes

Dichterwort. Das war sie, die Frau, von der ich mein Leben lang geträumt, die ich gesucht, erwartet hatte. Ich kann sie nicht beschreiben. Kann man erklären, was uns bezaubert und berückt? Erlaß mir, Dir ihre dianenhafte Gestalt, ihr blasses, feingeschnittenes, von wunderbaren Augen beseeltes Antlitz zu schildern. Denke Dir einen Frauentypus, wie sie Leonardo da Vinci liebte, nur sanfter, seelenvoller. Ihr Alter? Sie hatte keines, trug nichts zur Schau als sieghafte Schönheit, der die Thränen nichts anzuhaben vermocht, die der erlittene Schmerz nur noch mehr durchgeistigt hatte. Es ist kaum glaublich, aber beim ersten Blick, mit dem sie mich umfing, vergaß ich alles: wer sie war, wo wir waren, ihre Tochter, um die ich angehalten, und den Zweck meines Besuches bei ihr. Nachdem ich mich automatenhaft vor ihr verneigt, blieb ich schweigsam, fassungslos, wie in einem wachen Traum.

Sie setzte sich mit würdevoller Anmuth, und indem sie mich einlud, ebenfalls Platz zu nehmen, sprach sie einige höfliche Worte. Ihre Stimme griff mir in die Seele wie süßer Harfenton.

Sie begann von Martha zu sprechen, und mein schöner Traum verwandelte sich urplötzlich in einen häßlichen Alpdruck. Diese Frau sprach mir von der Heirath mit ihrer Tochter, wie von einer abgemachten Sache. Sie dankte mir für meinen Besuch, setzte hinzu, daß ihre Rechte auf Martha nur sehr beschränkte seien, und daß sie sich auf die Klugheit Herrn Royers verlasse. Sie machte taktvoll eine leise Anspielung auf ihre Vergangenheit und sprach mit zärtlicher Mutterliebe von ihrer Tochter. . . . Und ich, ich verstand kaum, was sie sagte, ihr Blick bezauberte, ihre Stimme rührte mich, ich hätte ihr mögen zu Füßen sinken, ihre Hand mit Küssen bedecken und sie bitten mögen, mein Leben hinzunehmen. Schuldbewußt senkte sie ihre Blicke zu Boden, sie schämte sich vor mir, und eine leichte Röthe glitt flüchtig über ihr bleiches Antlitz, wie ein Sonnenstrahl über das Schneegefilde. Und ich — ich hörte nichts, ich ließ das ganze Leben dieses Weibes an meinem inneren Auge vorüberziehen. Ich gedachte der unglücklichen Ehe mit einem so viel älteren, ungebildeten Manne, unter deren Qualen dies blumenhafte Wesen unsagbar hatte leiden müssen. Ich begriff nicht nur ihre Leidenschaft für jenen Künstler, ich fand es natürlich, daß es so gekommen war, daß sie mit ihm nach Italien geflohen, wo er dann, in Liebe zu ihr — ja aus Liebe zu ihr — gestorben war. Mehr noch, ich beneidete das Schicksal des Unbekannten. Warum waren mir nicht jene Wonnen beschieden, die er gekostet, warum nicht mir sein schöner Tod. Ich stellte mir die Stadt der Kunst, das herrliche Florenz, vor. Ich träumte mir daselbst ein Dasein mit der angebeteten Geliebten, unser verschwiegenes Glück in einer jener melancholischen Wohnungen verbergend. Nur in den heimlichen Abendstunden gingen wir aus, zärtlich aneinander geschmiegt. Wir durchwanderten die engen, winkligen Gassen im Schatten der alten Paläste, und in später Nacht, unter dem Segen des Sternenhimmels, beim Rauschen der Brunnen, schritten wir über den einsamen Platz zu unserem trauten, süßen Heim.

Frau Royer, der mein Schweigen auffiel, erhob ihren Blick zu mir und sah mich überrascht an. Meine Fassungslosigkeit konnte ihr nicht entgehen. Auch den Grund derselben mußte ihr weiblicher Scharfsinn ihr verrathen haben, denn ihre Wangen erglühten in erneuter tieferer Röthe, und sie machte sichtliche Anstrengung, meinem Blick zu begegnen.

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, meine Schuld gegenüber Herrn Royer und seine Großmuth machen es mir zur Pflicht, nur den bescheidensten Gebrauch von meinen Rechten auf meine Tochter zu machen. Trotzdem werde ich meine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr nur dann geben, wenn Sie mir ehrlich und aufrichtig, auf Ehrenwort, die einzige Frage beantworten, die ich an Sie richten will: Lieben Sie Martha?“

Diese so bestimmt ausgesprochene Frage vernichtete meine Träume wie mit Zauberschlag und rief mich zurück in die Wirklichkeit. Auf Ehrenwort? Nein, ich konnte mich keiner Lüge schuldig machen und entschloß mich tapfer, die Wahrheit zu sagen.

„Da ich Sie gesehen, gnädige Frau, weiß ich erst, was eine Ehe ohne Liebe bedeutet. Wenn ich nun mein Gewissen ernst prüfe, wage ich nicht, Ihre Frage mit „Ja“ zu beantworten.“

Frau Royer erhob sich plötzlich, trat ans Fenster, öffnete es und lehnte sich offenbar tief erschüttert an das Geländer. Das Fenster bot die Aussicht auf einen Garten, der in köstlicher, herbstlicher Schöne erstrahlte. Die Zweige der Bäume bogen sich unter ihrer Last, und die strahlende Septembersonne überfluthete das herbstliche Laub mit versengender Gluth.

„Verzeihen Sie,“ sagte Frau Royer. Ich bin etwas leidend. . . . Ein leichter Anfall. . . .“

Besorgt näherte ich mich ihr. Sie schien sehr bewegt, ihre Hand umklammerte krampfhaft die Eisenstange, ihr Busen flog, und ihre Wangen erglühten in fieberhafter Röthe. Da erschien mir das Weib im vollen Triumph seiner Schönheit, die ich unwillkürlich mit dem Rahmen verglich, der sie umgab, dem Garten in seiner vollen Reife und entzückenden Pracht.

„Wenn Sie Martha nicht lieben,“ begann sie wieder ernsten Tones, „so geben Sie, um aller Heiligen willen, den Plan auf, sie zu heirathen. Lassen Sie sich durch kein anderes Interesse, durch keinerlei Erwägung dazu bestimmen. Glauben Sie mir. Wenn zwei Wesen, die sich nicht lieben, eine Verbindung eingehen, wenn selbst nur der eine Theil den anderen weniger liebt, so kann daraus nur Unglück und Schande entstehen.“

Marthas Bild war bereits meinem Gedächtniß entschwunden, ihr Name klang mir ans Ohr wie der einer Fremden.

„Ich werde Ihnen gehorchen,“ erwiderte ich, mich tief vor Frau Royer verneigend. Aber lassen Sie mich nicht scheiden ohne das Bewußtsein, daß Sie nicht schlecht von mir denken, daß Sie mein offenes Bekenntniß würdigen und mich nicht für leichtfertig halten.“

Sie sah mich an, ihr Blick drang mir ins Herz. Dann reichte sie mir die Hand, ich hielt sie fest und fühlte, — fühlte, daß sie zitterte.

Ja, ich wußte, daß in der Seele des Weibes dieselbe Stimme sprach wie in der meinen, daß wir beide demselben Zauber verfallen waren, daß in der Trennungsstunde — denn wir mußten scheiden und für immer — es ihr wie mir zum Bewußtsein kam: Du bist an deinem Glück vorübergegangen.

O, wenn ich mich ihr zu Füßen geworfen, ihr Alles gestanden hätte! . . . Aber wäre ich nicht ein Wahnwitziger gewesen, den sie mit Grauen und Abscheu von sich gestoßen? — Und doch, wer weiß? . . .

Frau Royer zog ihre Hand, die bis dahin in der meinen geruht hatte, zurück, verabschiedete sich mit einer leisen Neigung des Hauptes und verließ das Gemach.

Einige Augenblicke später irrte ich, verstörten Sinnes, in den Straßen umher, in der Brust die Empfindung eines erloschenen Traumes, einer verlorenen Hoffnung. Die Pracht des entzückenden Herbsttages erschien mir jetzt als grausamer Hohn.

Ich kehrte nicht mehr nach Blankenberghe zurück. Durch meinen Burschen ließ ich die Gasthofrechnung bezahlen und mein Gepäck holen. Noch am nämlichen Abende schrieb ich an Herrn Royer und suchte ihm durch einen mir nicht mehr erinnerlichen Vorwand meine seltsame Handlungsweise zu erklären. Am nächsten Morgen verließ ich Belgien und reiste nach meiner Garnison in der Provinz Posen. Ich habe Fräulein Martha, die sich längst verheirathet hat, nie wieder gesehen. Auch Frau Royer nicht, die im vorigen Jahre gestorben ist, und — nun weißt Du, warum ich mich nicht verheirathet habe.“

Die Erzählung hatte mich nicht minder ergriffen als den Freund, der sich jetzt erhob, mir mit bleichem Lächeln stumm die Hand reichte und sich zur Ruhe begab.

Aepfel.

Plauderei von Oscar Justinus. (Nachdruck verboten.)

Aepfel, Aepfel, Aepfel: ich kenne nichts Schöneres.

Wenn ich Adam wäre, ich würde auf den Apfel immer wieder hereinfallen und mich dafür mit Freuden aus dem Paradiese vertreiben lassen. Allerdings nicht für die Paradiesäpfel, die sehr hübsch aussehen, aber sehr schlecht schmecken.

Ich glaube auch den Archäologen, die da meinen, daß die sogenannte Venus von Milo eine Juno war und einen Apfel, keinen Spiegel in der fehlenden vorgestreckten Hand hielt. Wenn man einen Spiegel in Stücke schlägt, ist er werthlos, beim Apfel fängt der Werth aber erst an, wenn er in Stücke geschnitten ist.

Ich weiß nicht, was die Aepfel der Hesperiden für eine Sorte waren, ob sie der Gold-Reinette oder den Gravensteinern mehr ähnelten: aber daß Herkules ausgesandt wurde, sie zu holen, spricht von einer ganz besonders feinen, unseren Pomologen vielleicht gar nicht mehr bekannten Abart.

Die Erde hat die Gestalt eines großen Apfels. Der deutsche Kaiser trägt bei seiner Krönung in der Rechten den Reichsapfel, und wenn wir von dem sprechen, was wir als unser Liebstes hegen und pflegen, so sagen wir: wir hüten es wie unsren Augapfel.

Ich bin, ich weiß nicht wie, und ich hätte es niemals zu hoffen gewagt, zu einem Gärtchen gekommen: das war eine reizende Ueberraschung. Aber eine noch größere war es, daß darin zwei Bäume ziemlich unansehnlichen Wuchses und mit unproportionirt herüberreichenden, moosbedeckten Aesten standen, welche ziemlich alle Sachverständige für Aepfel erklärten.

Mein Herz schwoll, als sich im Juli die Kügelchen an allen Ecken und Enden zeigten und als rings im Grase das Fallobst sichtbar wurde. Sie hatten zwar nicht die frischen rothen Wangen, noch den ausgeprägten Geruch; dagegen war ihr Geschmack nicht zu ermitteln, denn sie waren von einer Härte, daß selbst der Zahn der Zeit ihnen nichts anhaben konnte. Wir gaben unser vergebliches Bemühen bald auf, diese gelbgrünen Billardkugeln anzuknabbern. Dagegen stellten sie für die kleinen Besucher ein ausgezeichnetes Spielzeug. Unser Gärtchen wurde zu einer Versuchsstation, ob der unreife Apfel sich besser zu Kegel-, Boggia- oder Ballspiel eigne, und ich glaube kaum, daß irgendwo oder irgendwie jemals mehr Vorwürfe und Einwürfe gemacht worden sind, als bei uns.

Eines Tages aber gab es einen großen Jubel. Man konnte nämlich bereits in einen Apfel hineinbeißen. Es war dies ein schier ungeheurer Fortschritt. Bisher waren nur diese Früchte, wie sie sich im eigenen Heim vorfanden, wie Attrappen erschienen: jetzt war der Biß in den Apfel keine Fabel mehr. Es war zwar ein Geschmack zwischen Holz und verdünntem Essig; aber es war doch ein Geschmack. Von da ab sahen wir der weiteren Entwickelung dieser edlen Spätfrucht mit fieberhaftem Interesse entgegen. Und unsere Erwartung wurde nicht getäuscht; fortan wurde jeder Apfel auf heimischer Erde sorgfältig bewahrt wie eine Perle.

Nun kam die Ernte. Herrliches Wort. Ein Schlaraffenland, in welchem man die paradiesischen Früchte nur so abzupflücken hat. Danke für Obst. So einfach ist denn die Sache doch nicht. Jeder Apfel, der vor der Zeit ins Gras beißt — pardon fällt, — eigentlich war das vielleicht der erste Sündenfall — hat von dem plötzlichen Aufprall nach seiner Luft-Spazierfahrt etwas wegbekommen, und solches Obst geht mit Riesenschritten Verderben und Fäulniß entgegen. Um also gesunde Aepfel einzuheimsen, müssen sie gepflückt und nicht geschüttelt werden. Zu diesem Zwecke bedient man sich einer ziemlich halsbrecherischen Leiter, die für Leute, welche gewohnt sind, auf Teppichen langsam und gemüthlich Treppen hinaufzugehen und sich dazu noch mit der Rechten an dem Geländer anzuhalten, auch nicht gerade viel Verlockendes hat. Aber das ist noch gar nichts. Solche Himmelsleitern, welche bis dahin reichen, wo die besten Aepfel sitzen, giebt's nämlich gar nicht. Nach dem Aufstieg auf dieser Leiter folgt also — man muß denken, daß es sich um die Erklimmung irgend eines Pic oder Grates handelt — eine Klettertour auf dem knorrigen Hauptstamme oder ersten Ast, bis zur Gabelung. Das ist sehr schön gesagt für Katzen, Spechte und Menschen, die des Kletterns kundig, keine Rücksicht auf ihre Kleider zu nehmen haben: für gewöhnliche Menschenkinder ist das schon eine Art Marterhorn. Von dem Marterhorn, wo das Opfer Zeit hat, sich einige Minuten zu verpusten, wird dann der früchtereichste Ast bestiegen, und während man einen Korb oder Sack vorgebunden hat, Apfel für Apfel von seinem Standplatze heruntergenommen.

Der Apfelbaum, den wir aus dem orientalischen Gedicht bereits als einen sehr generösen Wirth wundermild kennen, ist hinsichtlich der Darbietung seiner Früchte noch viel generöser, und so geben mit dem Obst, was unreif herabfällt und mit dem, was nach dem Abpflücken noch geschüttelt werden muß, drei Bäume ungefähr so viel, als eine stattliche Bürgerfamilie im gewöhnlichen Leben innerhalb der Zeit eines halben Jahres in der Wirthschaft verbrauchen kann. Diesen drei Aepfelbäumen zu Liebe muß natürlich die ganze Hausordnung verändert werden. Erstens wird jeder Besucher, ob er will oder nicht, mit einigen dieser edlen Früchte in Form von Abschieds-Geschenken bedacht, da darf sich Niemand ausschließen, selbst das beigebrachte Zeugniß des Arztes, daß ihm das Essen von Obst verboten ist, pflegte ihn nicht davor zu schützen. Dann wurde an nahe Verwandte und Freunde manche Kiste gepackt und expedirt. Die Kosten der Verpackung und das Porto kosteten ja reichlich den Werth, den die versendete Frucht an der Ankunftstation hatte, aber es wurde doch damit immer etwas weniger und man konnte sich der stillen Hoffnung hingeben, daß das Lagern beim Empfänger sie besser mache, eine Wissenschaft, welche wir aus Büchern, aber nicht aus eigener Erfahrung geschöpft haben. Dann kamen die verschiedenen Obst-Verwerthungen an die Reihe, und Jeder, mit dem wir zusammentrafen, wußte etwas Anderes, und unsere Bücher erzählten wieder andere Dinge. Ich weiß nur, daß es drei Wochen lang im Hause einen wundervollen Duft von gekochten und gedämpften Aepfeln gab, daß ich meine Frau, unser Mädchen, unsern Hausbesuch eine geraume Zeit lang auf Gartenbänken Treppenstufen, unter Bäumen stets mit einem Korb und einer Schüssel Aepfel fand, welche sie ihrer Schale entkleideten: es war die reine Schäl-Sucht. Ich weiß, daß große kupferne Kessel über der Flamme standen, und daß darin viele, viele Stunden lang eine Masse brodelte, davon Dampf wie Weihrauch den Göttern und Menschen angenehm zum Himmel stieg, und daß sich immer als Resultat um die späte Abendstunde hier eine feste, durchsichtige, dort eine breiartige, undurchsichtige Masse, ein drittes Mal ein Gelée in Gläsern und Büchsen verdichtete. Ob wir diese Posten von Konserven noch in diesem Leben konsumiren werden, wird davon abhängen, ob uns ein recht würdiges Alter beschieden ist; im anderen Falle werden unsere Erben meiner Berechnung nach sich noch eine ganze Zeit an diesen Delikatessen erfreuen können.

Damit ist aber immer nicht genug geleistet. Jeder im Hause hat zunächst die Verpflichtung, bei sich bietender passender Gelegenheit Aepfel zu essen, welchen Beschlüssen ich mit Gewissenhaftigkeit nachkomme. Freilich habe ich mir manchmal zwischendurch aus richtigen Obstgärten „gute“ gekauft: in neuerer Zeit sind aber — alles, was recht ist — auch die eigenen ganz eßbar geworden, und ihre Säuerlichkeit macht sie sogar in gewissem Sinne pikant. Dann aber läßt sich in der That der Apfel in der verschiedenartigsten Weise zum Genußmittel bearbeiten; ich wundere mich, daß noch nicht in engerer Vegetarianer mit dem Etablissement einer Apfel-Restauration aufgetreten ist. Da eröffnet vor allem die Apfelsuppe in höchst anregender Weise das Mahl; dann giebt es Apfelmus als Mittelgericht, eine Apfelspeise an Stelle des Bratens und gebratene Aepfelchen als Dessert mit einem Obstwein, bei welchem der Apfel wiederum die führende Rolle gespielt hat. Und innerhalb dieses Rahmens alle Variationen und Combinationen: das ist eine Wonne und Gesundheit, nicht auszudenken.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.